

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 31 (1944)
Heft: 7: St. Jakob an der Birs

Artikel: Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs
Autor: Bruckner, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 1. AUGUST 1944

31. JAHRGANG + Nr. 7

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs

Stoffgrundlage.

Am 26. August 1444 jährt sich eines der grossen Ereignisse unserer nationalen Geschichte zum 500. Male — die Schlacht bei St. Jakob an der Birs vor den Toren Basels, deren Andenken mit Recht in der ganzen Eidgenossenschaft gefeiert wird.

St. Jakob an der Birs bildete den Höhepunkt des ersten schweizerischen Bürgerkrieges, der aus dem tiefgehenden Gegensatz von Zürich und Schwyz und ihrem Wettlauf um die Erbschaft Friedrichs VII., des letzten Grafen von Toggenburg hervorging. Zum vollen Verständnis der Schlacht wird es gut sein, sich die politische Entwicklung vor und nach dem Ereignis zu vergegenwärtigen, denn dieses ist das Resultat zahlreicher, ineinander verketteter politischer Vorgänge und führt zu solchen von weittragender allgemeiner Wichtigkeit. In mancher Beziehung ist St. Jakob an der Birs gerade auch für uns von Bedeutung — als Warnung und Ehrenmal.

Betrachten wir zunächst die Ereignisse, die zur Schlacht geführt haben:

Der Streit um das Toggenburger Erbe.

Schon früh richtete Zürich, das seit 1386 ein zusammenhängendes Gebiet erwarb — es entsprach dem ungefähren Umfang des heutigen Kantons —, den Blick auf die Landschaften am oberen Zürichsee, am Walensee, im Gaster und Sargansischen, was alles unter verschiedenen Titeln dem letzten Toggenburgergrafen Friedrich VII., einem

der bedeutendsten Dynasten der damaligen Schweiz, gehörte. Diese Gegenden waren für den Handel der Reichsstadt von sehr grosser Wichtigkeit. Sie bildeten den direkten Zugang von der Limmatstadt her zu den Bündnerpässen, die bis ans Ende des Mittelalters mit die wichtigsten Alpenübergänge zwischen Italien und Südwestdeutschland, kurz dem alten Schwaben, sowie dem Rheingebiet darstellten. Zürich war in diesem Verkehrsnetz ein grosser Umschlags- und Handelsplatz. Der Erwerb der Zufahrtsstrasse schien daher lebenswichtig für die Wirtschaftsentwicklung Zürichs. So knüpfte die Stadt mit Friedrich VII., als dieser kaum 1394 zur Herrschaft gelangt war, enge Verbindungen an. Folgerichtig zielte sie auf den Erwerb der für ihre Handels- und Wirtschaftspolitik gleich bemerkenswerten Gebiete zwischen Zürichsee und Rätien.

Dabei stiess Zürich auf den energischen Widerstand des Landes Schwyz. Auch dieses erstrebte den Zugang zum Walensee. Es trachtete nach der Vergrösserung seines Territoriums in dieser noch einzig möglichen Richtung mit allem Nachdruck. Auch Schwyz verband sich mit dem gleichen Potentaten.

Im Vordergrund dieses machtpolitischen Wettlaufs um die Gunst des mächtigen Grafen, dessen Ehe kinderlos blieb, standen die einander in gewisser Beziehung ebenbürtigen Führer ihrer Kommunen, Ritter Rudolf Stüssi, Bürgermeister von Zürich, und Ital Reding der Aeltere, Landammann von Schwyz — beide hervorragende Staatsmänner ihrer Gemeinwesen und bestrebt, den politischen

Machtwillen ihrer Staatswesen voll durchzusetzen.

Als Friedrich VII. von Toggenburg am 30. April 1436 in Feldkirch starb und weder einen direkten Erben noch ein Testament hinterliess, entstand ein Komplex mannigfaltigster Fragen, die brennend der Lösung harhten. Beherrschend trat sehr bald der Konflikt zwischen Zürich und Schwyz in den Vordergrund. Auf mündliche und schriftliche Zusicherungen gestützt, auf vermeintliches und gut begründetes Recht pochend, suchten beide Orte rücksichtslos einander zuvorkommen und auf die für sie wichtigen Gebiete die Hand zu legen. Die schon früher vorhandene Rivalität zwischen der Reichsstadt Zürich und dem demokratischen Lande Schwyz wuchs sich zur Feindschaft aus. Sie führte, da alle Vermittlungsversuche der unbeteiligten Kantone fruchtlos blieben, zum Bürgerkrieg.

Am 5. Mai 1439 kam es am Etzel zum ersten Geplänkel. Ein Waffenstillstand beendete die Feindseligkeiten. Wiederum setzten emsige Bemühungen um einen gütlichen Ausgleich ein, und wiederum scheiterten sie an der hartnäckigen Weigerung Zürichs, die rechtlich verankerten Vorteile, die sich Schwyz von den Erben des Grafen gesichert hatte, anzuerkennen.

Neuerdings entbrannte der Streit, anfangs November 1440. Auch er fiel zu Ungunsten Zürichs aus. Am 1. Dezember 1440 kam es zum Luzerner Frieden, welcher der Unterlegenheit Zürichs Rechnung trug. Danach blieben die siegreichen Orte Schwyz und Glarus im Besitze der toggenburgischen Lande oberhalb des Walensees. Schwyz behielt ausserdem die eroberten Höfe zu Pfäffikon, Wollerau, Hurden und Ufenau. Der alte Zwist sollte schiedsgerichtlich ausgetragen, die von Zürich wiederholt über seine Gegner verhängte Lebensmittelsperre musste aufgehoben und für Getreide und anderes Kaufmannsgut Durchpass gewährt werden.

Der Friedensschluss war für Zürich hart. Zum Verlust eines vermeintlichen Rechtsanspruchs auf

Gebiete, die es nie besessen hatte, trat derjenige der 1393 erworbenen weinreichen „Höfe“ am oberen Zürichsee, die es endgültig an Schwyz verlor.

Neues Unheil sollte aus diesem Diktatfrieden entspringen.

Die Verbindung Zürichs mit Oesterreich.

Die gedemütigte Stadt wandte sich allmählich ganz von der Eidgenossenschaft ab. Sie sann auf Rache und Wiedererlangung des Verlorenen. Unter dem Einfluss Stüssis und des geheimen Drahtziehers der damaligen zürcherischen Politik, des Stadtschreibers Michel Stebler gen. Graf — einst österreichischer Untertan aus Stockach — richtete sie ihre Hoffnung auf fremde Hilfe, auf Oesterreich, den alten Erbfeind der Eidgenossen.

Seit 1439 war die politische Lage Oesterreichs stark gewandelt. An Stelle des tatkräftigen Albrecht II., der früh starb, war 1439 ein entfernter Verwandter, Friedrich V. von Steiermark (1415 bis 1493), erst 25 Jahre alt, Haupt des Hauses Habsburg geworden. Der junge, unerfahrene, schwache und nur auf seine Interessen bedachte Fürst wurde am 2. Februar 1440 zum römischen König gewählt. In König Friedrich III. erstand nun den Eidgenossen ein auf die Mehrung seines Besitzes bedachter Herrscher. Von vorneherein wollte er die grossen Verluste, die das Haus Oesterreich in den letzten 50 Jahren erlitten, kraft seiner königlichen Gewalt wieder einbringen. Zumal der eigene Zweig hatte ja beträchtliche Verluste gehabt. Sein Grossvater war der von den Schweizern bei Sempach erschlagene Herzog Leopold III., und der von Kaiser Sigmund 1415 geächtete Herzog Friedrich IV. mit der leeren Tasche, dem die Eidgenossen den Aargau genommen hatten, war sein Oheim. Nicht verwunderlich, dass daher gerade Friedrich III. die Wiedergewinnung der habsburgischen Stammlande in sein politisches Programm aufnahm.

Die Situation, in der Zürich sich damals befand, kam Oesterreich zu statten, umso mehr, da die Stadt, unzufrieden über die Wendung ihrer Politik und ergrimmt über die Bauern, ihr Heil bei Oesterreich wähte. Damit betrat freilich Zürich einen abschüssigen Weg, der das



Entwurf zu einem Schulwandbild — Von Paul Boesch, Bern

Land in eine gefährliche Lage brachte und eine gewaltige Auseinandersetzung zwischen der Eidgenossenschaft und Oesterreich heraufbeschwor.

1441 leitete Markgraf Wilhelm von Hochberg, einer der einflussreichsten Räte des römischen Königs und Landvogt der vorderösterreichischen Lande, im Verein mit Thüring von Hallwil dem Ae. die Vermittlung zwischen Zürich und dem Hause Habsburg in den Weg. Friedrich III. willigte schliesslich ein, die Stadt zu begnadigen. Am 17. Juni 1442 stellte der Monarch während der Krönungsfeierlichkeiten in Aachen zwei inhaltsschwere Urkunden für Zürich aus. Die eine war die sog. Richtung zwischen Oesterreich und Zürich. Sie schaffte „alle Ungnad, Veintschaft, Unwille, Misshelung, Spann, Stöss und Zwitteracht“ aus dem Weg. Der Akt war an die Abtretung der Grafschaft Kyburg durch Zürich an Oesterreich geknüpft. Bei der anderen handelte es sich um nichts weniger als einen ewigen Bund des Hauses Habsburg mit der Reichsstadt, eine Militärallianz in der Art der eidgenössischen ewigen Bünde und dem Zürcherbund weitgehend nachgebildet. Ende August beschwor die Obrigkeit Zürichs Richtung und Bundesinstrument. Als Friedrich III. im Herbst seine Huldigungsfahrt durch die Schweiz unternahm, traf er am 19. September mit grossem Gefolge in Zürich ein. Die Stadt huldigte damals dem neuen Reichsoberhaupt und beschwor den Bund.

Die Umtriebe Zürichs, die lang geheim gehalten waren, brachten die Eidgenossen in Wallung — „also gefiel diser Pund und die Richtung und der Gewerb, so die von Zürich mit dem Künig hetten, den Eidtgnossen nit fast wol und redtend ouch meng wild und wunderlich Wort darzuo“. Diese Haltung gegenüber dem abtrünnigen Bundesglied, das „wyder der Eidgnossen Gunst, Wissen und Willen“ sich mit dem König eingelassen, ja verbündet hatte, ist durchaus verständlich. Oesterreich galt stets noch als Landesfeind und man rechnete in der

Eidgenossenschaft mit einem Krieg, sobald der 50jährige Friede (1412 geschlossen) ablief.

Während Zürich in Gnaden aufgenommen ward, spitzte sich das Verhältnis zwischen König und Eidgenossen immer mehr zu. Bei verschiedenen Anlässen erklärte Friedrich III. ihren Boten, er sei nur gewillt, ihre Privilegien zu bestätigen, wenn sie ihm den Aargau herausgäben. Die Nichtbestätigung ihrer Freiheiten und die Ränke Zürichs zur Erlangung der königlichen Huld waren Oel ins Feuer. Dass sich die Stadt der führenden Feudalmacht verschrieb und die eidgenössische Einheit sprengte, erbitterte die Orte aufs heftigste. Mit Recht warfen sie ihr vor, sie handle ihrem alten Bündnis zuwider, und verlangten daher energisch ihren Rücktritt vom Bunde mit Oesterreich.

Deutlich zeigte sich schon im Januar 1443, dass das Bündnis tatsächlich gegen die Eidgenossen gerichtet und Zürich das Sprungbrett für die weitgehenden Pläne der österreichischen Rekonquäristpolitik war. Damals übertrug der römische König die politische Oberleitung in Zürich seinem getreuen Markgrafen Wilhelm von Baden und ernannte in seinem Solde den österreichischen Feldhauptmann Thüring von Hallwil den Ae. zum Führer der militärischen Angelegenheiten in der Stadt. Am 24. Februar 1443 schwor ihm jung und alt im Grossmünster Gehorsam, und die Majorität beschloss, „dass si sich zeichnen söltint mit einem rotten Crütz, als (obschon) si vor allweg das wis Crütz getragen hatten“. Zürich war zum Hauptquartier eines Feldzuges gegen die VII Alten Orte geworden.

Am 20. Mai 1443 sandten Schwyz und Glarus ihre Kriegserklärung an Zürich und Oesterreich. Ihr folgten die Absagen der übrigen Kantone auf dem Fuss; denn es handelte sich um die staatliche Existenz, die auf dem Spiele stand, um die Erhaltung der in einem Jahrhundert mit schweren Blutopfern erkauften autonomen Stellung im Reich, um die Selbständigkeit der staatlichen Form, um Freiheit, eignes Recht und Gericht.

Der Krieg wickelte sich wesentlich auf Zürcher Hoheitsgebiet ab. Die Landschaft wurde furchtbar verheert. Am 22. Juli 1443 kam es zum mörderischen Treffen bei St. Jakob an der Sihl vor Zürchs Toren, wobei Rudolf Stüssi und Michel Stebler fielen. Am 9. August beschloss ein Waffenstillstand für acht Monate die Feindseligkeiten.

Frankreichs Hilfe.

Die Ruhepause verwandten beide Gegner auf Ergänzung ihrer Rüstungen. Insbesondere war Zürich darauf bedacht, die Stadt in belagerungsfähigen Zustand zu versetzen und sich einen tüchtigen Alliierten zu verschaffen. Markgraf Wilhelm wusste nur zu gut, dass auf Friedrich III. nicht zu zählen war. Dieser war gerade damals mit seinen östlichen Landen stark beschäftigt; die militärischen Hilfsmittel, die die Vorlande bieten konnten, aber genügten nicht, den Eidgenossen einen wirksamen Widerstand zu leisten, geschweige sie zu besiegen.

So richtete der Markgraf seinen Blick nach Burgund, in dessen Diensten er einst gestanden, und entsandte als Unterhändler den tatkräftigen Gegner der Schweizer, Ritter Peter von Mörsperg, 1443 an den herzoglichen Hof. An der Spitze des damals auf seiner höchsten Machtfülle angelangten burgundischen Staates stand Herzog Philipp der Gute, absoluter Herrscher in seinem unermesslich reichen Land. Mit den Päpsten befreundet, mit den grössten Fürsten seiner Zeit auf gleichem Fusse verkehrend, erscheint er als der erste unter ihnen — er ist einfach der Herzog. Mit grosser Energie strebte er nach der Königskrone und dem Erwerb der wichtigen Verbindungsglieder zwischen den Niederlanden, dem Herzogtum Burgund und der Freigrafschaft: Elsass, Bar, Lothringen, Luxemburg. Auf Kosten Frankreichs und Deutschlands plante er zwischen den Alpen und der Nordsee die Errichtung eines grossen Staatswesens, das geeignet gewesen wäre, eine führende Rolle im Abendlande zu spielen.

Vertraut mit der Reichspolitik, hoffte Markgraf Wilhelm den Burgunder für seine Pläne zu gewinnen. Philipp besass zu jener Zeit 14,000 kriegstüchtige „Schinder“, um deren Stellung er ihn bat. Aber auch die Eidgenossen hatten sich an den

Herzog gewandt und baten ihn um eine neutrale Haltung. Grundsätzlich war der Herzog bereit, dem König zu Hilfe zu kommen, unter der Voraussetzung, dass Friedrich III. ihn mit der Herrschaft Luxemburg belehnte. Offensichtlich wurde die Sache verschleppt. Dem Herzog wurde nie eine Antwort erteilt. Darum blieb er neutral. In der Tat war Friedrich III. der Kaufpreis für die burgundische Hilfe zu hoch. Er hatte schon damals begründete Hoffnung, eine ebenso wirksame und billigere Hilfe zur Durchführung seiner dynastischen Ziele zu bekommen.



Porträt von Karl VII. von Frankreich. Nach Fouquet

Das Haupt des Habsburgerhauses erinnerte sich des einstigen Bündnisse seines Oheims Friedrich IV. mit Karl VII. von Frankreich. Ausserdem bestanden neuerdings noch engere Verbindungen. Herzog Sigmund von Oesterreich war mit der Tochter Karls, Rade Gundis, verlobt. So entsandte Friedrich III. den nämlichen Peter von Mörsperg gegen Ende August 1443 mit einem — von seinem stilgewandten humanistischen Sekretär, Ennea Silvio de' Piccolomini (später Papst Pius II.) — verfassten Brief und einem solchen Herzog Sigmunds an den französischen Hof. Darin wurde

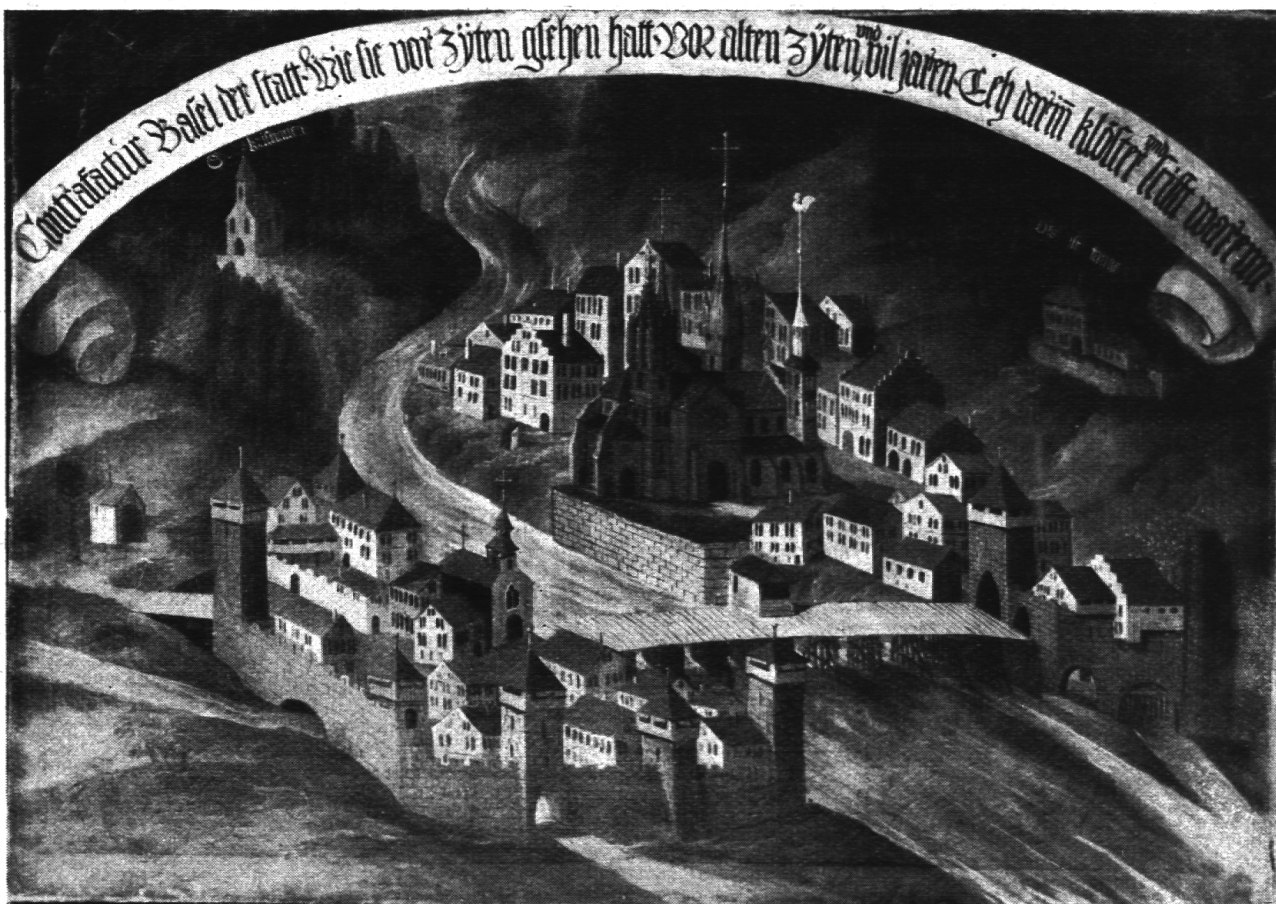
der Monarch um Stellung seiner Armagnaken gebeten. Es sollte allerdings noch geraume Zeit währen, bis Karl seinem königlichen „Bruder“ entsprach. Vorerst schob er die Sache auf. Oesterreichischerseits aber behalf man sich mit dem „faulen Frieden“ und traf sich mit dem Gegner am 22. März 1444 in Baden zu einer grossaufgezogenen Friedenskonferenz. Die Verhandlungen verliefen ergebnislos. Zürich weigerte sich erneut, von seinem Bunde mit Oesterreich zurückzutreten. Terroristische Unruhen der österreichisch Gesinnten in Zürich, welche die Gegner mit Gewalt unterdrückten, machten weitere Verhandlungen unmöglich. So brach am 23. April 1444 nach Ablauf des Waffenstillstandes der Krieg mit elementarer Wucht wieder los. Rücksicht wurde nun nicht mehr genommen. Es war ein furchtbarer Verwüstungskrieg, unter dem die Landbevölkerung am meisten litt. Nach dem Fall der Feste Greifensee und der schauerlichen Hinrichtung der tapferen Besatzung wurde Zürich mit einem überlegenen Heer von 20,000 Mann von der Wasser- und Landseite her eingeschlossen. Zürich sollte so rasch als möglich genommen werden, denn bereits war die Kunde vom Herannahen einer unsagbar grossen fremden Armee bis zu den Eidgenossen gedrungen.

Als nämlich der römische König 1443 Karl VII. von Frankreich um seine Hilfe angegangen war, befand sich dieser Staat zwar noch im Krieg mit England, aber die Feindseligkeiten standen vor dem endgültigen Abbruch. Dem heldenhaften Auftreten der Jungfrau von Orleans war es gelungen, eine nationale Armee zu schaffen und eine ungeheure nationale Begeisterung unter den Franzosen zu entfachen. Nach ihrem frühen Tode auf dem Scheiterhaufen von Rouen (1431) eroberte Karl VII. Stück für Stück seines Landes von den Engländern zurück. 1435 schloss er mit Herzog Philipp von Burgund den Frieden zu Arras, 1436 eroberte er Paris, 1439 kam es zu einem vorübergehenden Waffenstillstand mit England. Da er 1443 mit einem Kronvasallen im Kampfe lag und neue Waffenstillstandsverhandlungen mit England noch nicht abgeschlossen waren, konnte er damals Friedrich III. nur eine

ausweichende Antwort geben. Als nun aber am 28. Mai 1444 der Vertrag mit England für eine 18monatige Waffenruhe zustande kam, bekundete er dem neuerdings an ihn gerichteten Hilfsgesuch Oesterreichs volles Entgegenkommen.

Für Karl VII. stand allerdings nicht das Interesse an Oesterreich und Zürich im Vordergrund, so sehr er dies später betonte. Seine damals unverhohlenen zum Ausdruck gebrachte Absicht war, die durch den Waffenstillstand von Tours unbeschäftigten, zuchtlosen Kriegsbanden ausser Landes zu führen, möglichst in Reichweite, um sich ihrer bei einem allfälligen Wiederausbruch des Krieges mit England bedienen zu können. Grösseres Unheil als selbst die Engländer bedeutete für Frankreich der Schrecken dieser Ecorcheurs oder Schinder, die fast alle Provinzen heimsuchten. Die Städte schlossen vor ihnen die Tore, schossen auf sie, vertrieben sie mit Waffengewalt wie räudige Hunde aus ihrer Nähe. Umso schlimmer hausten sie auf dem platten Lande. Nichts war vor ihnen sicher. Mit ihren Rossen zerstampften sie in sinnloser Wut die Ernte, die Aecker und Wiesen; sie zerstörten die Obst- und Rebkulturen, die Bienenstöcke, vernichteten die landwirtschaftlichen Geräte, die Möbel usw., verwüsteten oder verbrannten die Häuser und Mühlen, wandelten die Kirchen in Pferdeställe um und schadeten sich durch diese Sinnlosigkeiten selbst am meisten. Wehe, wer von ihnen ergriffen wurde! Er wurde, zahlte er nicht das auferlegte Lösegeld, lebend geröstet oder aufgespießt, mit allen erdenklichen Martern zutode gequält, die Frauen brutal misshandelt. Ungeheuer war der Schrei der wehrlosen Masse nach Befreiung von diesem furchtbaren Druck. „Aufwachen müssen Sie, denn wir können nicht mehr“ — schrieb in flammendem Protest ein Zeitgenosse dem König, der ohnmächtig diesem Treiben zusah.

Der Waffenstillstand von Tours bot nun Karl VII. eine geradezu einzigartige Möglichkeit, sich dieser Plage rasch und gründlich auf Kosten des Auslandes zu entledigen. Sonst wäre eine Ausmerzungen oder doch Verminderung dieser Banden zur Schaffung einer kleinen, wohl disziplinierten Armee mit einem Massaker verbunden gewesen. So vermochte er auf die Art noch Pläne politischer Natur zu verwirklichen. Vor allem lag ihm daran, dem gefährlichen Burgunder Fürsten mit dem Feldzug an den Rhein ernstliche Schwierigkeiten



„Contrafactur“ der Stadt Basel, nach dem im Histor. Museum in Basel befindlichen Gemälde, 16. Jahrh. Das Bild zeigt die Stadt, wie sie im 15. Jahrh., eventl. noch früher (vor dem Erdbeben?) ausgesehen hat

in den Weg zu legen und sich gegen ein Anwachsen der burgundischen Macht feste Stützpunkte am Oberrhein und in Lothringen zu verschaffen. Vielleicht dachte man am französischen Hofe sogar an die Ausweitung des französischen Einflusses bis an den Rhein, in Form der wirtschaftlichen Durchdringung von Elsass und Lothringen, vielleicht sogar an die Annexion dieser fruchtbaren Landschaften.

Basel.

Der geplante Feldzug der Armagnaken gegen die Eidgenossen bildete zunächst für Basel die grösste Gefahr. In dieser damals bevölkersten Stadt der Schweiz, seit 1431 Sitz des ökumenischen Konzils der abendländischen Kirche, war seit einigen Jahren das Zunftregiment am Ruder, das aus seiner Feindschaft gegen Oesterreich und den umliegenden Landadel kein Hehl machte. Diese Haltung verband die Bürgerschaft aufs engste mit der Eidgenossenschaft, mit der sie gemeinsame Fragen

der Politik, der Wirtschaft, des Handels, von Recht und Gericht hatte. Bereits war denn auch Basel 1441 ein Bündnis mit Bern und Solothurn eingegangen und beteiligte sich aktiv an militärischen Operationen gegen Oesterreich und den Adel. Diese Politik sollte folgerichtig zum ewigen Bund mit den Eidgenossen von 1501 führen.

Basel war schon längere Zeit über die französischen Invasionsabsichten unterrichtet. Warnungen trafen von dem befreundeten und verbündeten Strassburg ein, die sich auf verlässliche Informationen stützten.

Daraufhin setzte die Stadt rechtzeitig alles in besten Verteidigungszustand. Nur zu gut war bekannt, dass der Adel des Sundgaus, Sissgaus und Breisgaus den Sturz der stolzen „Zerstörerinnen des Adels“, wie Basel von ihm genannt wurde, mit allen Mitteln betrieb. Die Anstrengungen Basels 1443/44 waren daher ausserordentlich gross. Mauern, Gräben, Boll-

werke wurden instandgestellt oder neu errichtet, zahllose Schiesslöcher in die Mauern gebrochen, was alles mit einem obligatorischen Arbeitsdienst der Bevölkerung durchgeführt wurde. Die Tore wurden z. T. geschlossen, verammelt. Das unübersichtliche Vorgelände der Stadt von den vielen niedrigen Mauern, den Zäunen, Obstbäumen, Büschen, Reben, Reb-



Porträt von Louis, als Dauphin. Unbekannter Meister (Nat.-Bibl. Paris)

häuschen usw. gesäubert und ein weithin sichtbares Glacis geschaffen. In der Nähe der Stadt wurde das Terrain mit Fussangeln „vermint“. Sorgfältig wurde die Bewaffnung der Söldner und Bürgerschaft überwacht und revidiert, man ergänzte die Munitionsvorräte und die Bestände des Arsenal, liess von auswärts, von Nürnberg, Schaffhausen, Büchsen kommen, auch Büchsenmeister. Die Besatzungen in den festen Plätzen wie Liestal und den Schlössern wurden verstärkt, die Vorschriften für den Alarm, bei Feuersbrunst oder Angriff auf die Stadt erneut eingeschärft.

Um Gefahren in der Stadt zu begegnen, verbot der Rat das nächtliche Dreschen in der Stadt, das Brennen von Lichtern in den Scheunen, das nächtliche Backen von Brot. Jedermann hatte Wasser in seinem Hause bereit zu halten. Fremde durften nur in den Kochhäusern und Gaststätten absteigen.

Für Hab und Gut der Landbevölkerung der Umgebung verkündete die Stadt ihren allgemeinen Schutz. Ein Ruf erging zur Fluchtung der Bevölkerung und ihrer Habseligkeiten hinter die schützenden Mauern der mächtigen Kapitale. Am 12. August gewährte die Stadt jedem Fremdling, der bereit war, die kommenden Gefahren solidarisch mit ihr zu teilen, das Bürgerrecht gratis. Für die Versorgung der so stets wachsenden Einwohnerschaft mit Lebensmitteln trug die Behörde rechtzeitig Vorsorge. Von weit her, sogar von Savoyen, wurde das notwendige Korn und Salz beschafft.

Inzwischen rückte das französische Heer in bedrohliche Nähe Basels.

Das Armagnakenheer.

Die gegen die Eidgenossen bestimmten Truppen sammelten sich in Langres in der Champagne, wo auch der mit dem Oberbefehl betraute Sohn Karl VII., der Delphin Ludwig, eintraf. In Langres erwartete ihn bereits ungeduldig eine Botschaft des Sundgauer Adels, die ihn über die kritische Lage Zürichs informierte und die Beschleunigung des Heeresaufbruchs forderte.

Am 28. Juli hatten alle Truppen die Stadt erreicht. Ueber die Grösse der hier zusammenströmenden Massen fehlen exakte Angaben. Den sehr schwankenden Schätzungen von 14,000 bis 100,000 Mann gegenüber darf die Armee wohl auf 40- bis 50,000 Mann angesetzt werden. Dabei handelte es sich aber nicht um eine reguläre, gleichmässig gut bewaffnete Armee. Vielmehr waren grosse Teile nur in Lumpen gehüllt, die Leute ohne Harnisch, ohne Helm, oft sogar ohne Beinkleider und Schuhe: Eine unerhört rohe, furchtbare Masse, der Schrecken der eigenen und fremden Be-

Plünderung einer Stadt
durch die Armagnaken,
1444. Nach Diebold Schil-
ling von Luzern, Chronik.
(Bürgerbibl. Luzern)



völkerung, grässlich in ihrer bestialischen Brutalität, gefürchtet ob ihrer langerprobten Kriegserfahrung, gierig und beutelüsternd wie Raubtiere. Wilde Abenteurer und grausame Kriegsgurgeln, denen Zucht und Gehorsam abgingen, gesellten sich hier zu den regulären, gut ausgerüsteten Ordonnanzkompagnien, die etwa die Hälfte des Heeres ausmachten.

Das berühmte Soldatenvolk — mehr Räuber- und Landstreichergesindel — nannte das französische Volk *Ecorcheurs*, weil sie ihre Opfer bis aufs Hemd ausplünderten und die furchtbarsten Misshandlungen an ihnen vollzogen. Schinder ist der bezeichnende Name, den die deutsche Zunge ihnen gab. Heute nennt man sie meist Armagnaken, früher in Abwandlung dieses Ausdrucks Armegecken, Arme Jäcken, auch nur Jäcken, sogar Schnaggen. Der Ausdruck Armagnaken geht zurück auf den grossen Schinderführer Graf Bernard d'Armagnac. Die unter ihm zu Beginn des 15.

Jahrhunderts kämpfenden Routiers, bekannt wegen ihrer Grausamkeit, wurden nach ihm Armagnaken genannt. Später nannte man allgemein die Schinder nach diesen berühmten Kriegsheerführern auch Armagnaken.

Die Zusammensetzung des welschen Heeres war international. Von überall her strömten die Leute nach der Champagne, mit den Franzosen die ausländischen Soldtruppen, die Lombarden, Gaskogner, Spanier, Portugiesen, Bretonen, Engländer, Schotten. Das Heer bildete nach damaligem Brauch eine gewaltige Reitermasse. Alle Truppengattungen waren ausnahmslos beritten. Im Gefecht kämpften sie zu Pferd oder zu Fuss. Dabei waren die regulären Truppen eingeteilt in sogenannte *Hommes d'armes* und sogenannte *Archers* — *gentes armorum et sagittarum*, Kürasser oder Bogner. Die ersteren waren von Kopf zu Fuss in Stahl gekleidet. Sie ritten in der Schlacht ausserordentlich kostbare, schwer gepanzerte Streithengste; für den Marsch und das Gepäck besass jeder einzelne weitere billigere Rosse. Die

Hommes d'armes waren eine in den Waffen vorbildlich erprobte erstrangige schwere Elitetruppe. Die Bewaffnung bestand aus der fünf Meter langen Lanze, dem breiten und langen Schwert und dem Streitkolben, die Rüstung aus dem geschlossenen Visierhelm und dem Plattenharnisch mit eiserner Halsberge. Jeder Kürisser verfügte über eine Begleitmannschaft, leicht bewaffnete Reisige und Weiber, nämlich den sog. Coustillier, den gleich leicht bewaffneten Pagen, zwei Archers und einen Knecht. Diese Assistenz kämpfte vornehmlich im Geplänkel, nur die Hommes d'armes im Frontalangriff. Jeder Kürisser bildete mit seinen Leuten eine sog. Lanze oder Glefe (Gleve), hundert Lanzen eine Ordonnanzkompagnie, die unter dem Befehl eines Kapitäns stand. Nach der Heeresreform von 1445 umfasste eine solche Kompagnie 600 Mann.

Die Archers stellten neben den Kürissern eine besondere, auch getrennt kämpfende Truppe dar. Sie war leicht bewaffnet und beritten. Ihre Hauptwaffe war der gefürchtete englische Bogen, der absolut sicher auf weite Entfernung gehandhabt wurde. Im Gefecht kämpfte diese leichte Kavallerie zu Fuss oder zu Pferd.

Ein besonderes Korps war die Garde des Dauphins. Sie setzte sich aus 400 Spaniern unter dem Befehl von Chausse de Savac zusammen.

Ein sehr stattliches Offizierskorps begleitete den Delphin nach Basel. Den eigentlichen Oberbefehl über die Armee übte Ludwigs Stellvertreter, Sire Jehan de Bueil, aus, Generalkapitän aller Truppen und Bannerträger des Dauphins, ein hervorragender Stratege und Schriftsteller. Mit mehreren anderen namhaften Persönlichkeiten, u. a. dem gewandten Diplomaten Gabriel de Bernes, bildete er den engeren Rat des Prinzen. Unter seinem Befehl standen 140 Kapitäne, die berühmtesten Leute aus den letzten dreissig Jahren des grossen französischen Befreiungskampfes, wie Antoine de Chabannes, Philippe de Culant usw. Neben ihnen waren zahlreich vertreten die Hauptleute der Routiers, wie La Hire der Jüngere, Bruzac, Blanchefort. Die ausländischen Elitekorps wurden von ihren nationalen Chefs kommandiert, etwa Matthew Gough, den Valpergen, dem spanischen Condottiere Jean de Salazar.

Bald nach dem 28. Juli 1444 setzte sich die Armee in Bewe-

gung. Die 6—7000 Mann starke Vorhut rückte rasch gegen Montbéliard vor, erreichte am 11. August Grandvillars und Morsvillars und betrat mit Kapitän Blanchefort an der Spitze den Sundgau. Schon tags darauf sichteten die Basler Armagnakenschwärme vor ihren Toren.

Am 5. August verliess der Delphin Langres; seine Räte begannen am 11. Aug. die Unterhandlungen mit den Vertretern des Sundgauer Adels in Altkirch, wo die Bedingungen der Hilfeleistung schriftlich fixiert wurden. In Dampierre am Doubs kam es am 17. August zu den wichtigen Abmachungen mit den Abgeordneten der Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg, derzufolge Stadt, Schloss und Herrschaft Montbéliard dem Delphin für 18 Monate — die Dauer des französisch-englischen Waffenstillstands — übergeben wurden. In der gräflichen Residenzstadt suchte ihn am 19. darauf eine neue Delegation der Sundgauer Ritterschaft auf. Höchst alarmierende Nachrichten hatten den engen Cordon des Belagerungsheeres um Zürich durchbrochen — danach stand Zürich vor der Uebergabe. Dringend forderte man nun den Prinzen zur sofortigen Fortsetzung des Marsches auf. Es wurde deshalb alsbald ein Teil der Armee unter Jehan de Bueil gegen Basel detachiert und am 23. August vollzog sich der Generalaufbruch. Dem welschen Heere diente der Sundgauer Adel als Führer.

Schlagartig wuchs die Unsicherheit in Jura und Sundgau. Die Landbevölkerung wurde überfallen, ausgeplündert und gemartert, die Aecker, Wiesen, Dörfer, Häuser, Kirchen verwüstet. Mord und Brand wüteten im Bistum Basel. Der Schrecken verbreitete sich allgemein. Unter Ritter Burkard Münch von Landskron und andern Edelleuten wurden am 23. August das Birseck und Leimental, die einzelnen Dörfer und Schlösser bis zum Blauen besetzt. Diese Armagnakenvorhut stand unter dem Kommando des Grafen Dammartin (Antoine de Chabannes) und Jean de Salazar, deren Haufen sich allmählich über die weite Rheinebene bis MuttENZ und Pratteln verteilten, über den Rhein griffen und die rechtsrheinischen Dörfer und

Städtchen einnehmen. Das Quartier der Vorhut befand sich in der Vorburg von Münchenstein, das Feldhauptquartier seit dem 23. August in Waldighofen, nahe Basel.

Aufbruch der Eidgenossen vor der Farnsburg.

Währenddessen hatten sich die Ereignisse in der Eidgenossenschaft rasch weiter entwickelt. — Ende Juli erfolgte der freche Handstreich auf Brugg. Die Rädelsführer, Freiherr Thomas von Falkenstein und Ritter Hans von Rechberg, flüchteten vor den heraneilenden Eidgenossen in das falkensteinische Schloss Farnsburg im Basler Jura. Sofort begann die Belagerung durch die Schweizer; am 12. August waren zu diesem Zweck 1500 Berner und Solothurner abmarschiert, und ihnen gesellten sich später noch 600 Luzerner zu. Als die Kunde von der bedrohlichen Invasion der Welschen im Lager vor Farnsburg bekannt wurde, mahnten sie eilig die Hauptleute vor Zürich zum Zuzug. So rückten weitere 600 Mann — 300 Berner, je 50 Mann aus den Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Zug — in Eilmärschen heran.

Die Ausrüstung dieser Mannschaften war die übliche der damaligen Eidgenossen. Die wichtigste ältere Waffe, die Halbarte, wurde noch gebraucht. Eine typisch innerschweizerische offensive Stangenwaffe, wurde sie mit beiden Händen geführt und zu Hieb und Stoss verwendet. Sie trat jetzt schon an Bedeutung hinter dem Langspiess zurück, dieser hervorragenden Waffe, die seit den Appenzellerkriegen in steigendem Masse beliebt wurde. Er bestand aus Eschenholz und war 18 Fuss, d. h. ca. 4,80 bis 5,40 m lang, vorne mit einer drei- oder vierkantigen, oft auch schmalen blattförmigen Eisenspitze versehen, die vermittelt der Stangenfedern am Schaft befestigt war. Auch der Langspiess war eine Offensivwaffe; sie zählte zu den gefürchtetsten Schweizerwaffen und verschaffte dem Fussvolk den entscheidenden Vorteil über die Reiterei. Ihre Handhabung erforderte eine hohe kämpferische Uebung und Technik. Für den Nahkampf brauchte der Schweizer damals den sogenannten Luzernerhammer und die Mordaxt, kürzere Stangenwaffen. Im

Handgemenge bediente er sich des kurzen, handlichen zweischneidigen Schweizerdegens, des Dolches, der zweihändigen Handaxt oder des Schwertes zu anderthalb Hand. Für einen Schild hatte der Schweizer keine Verwendung — er führte seine Offensivwaffen mit beiden Händen. So deckte er sich gegen den Feind mit dem Ringpanzerhemd, unter dem oft ein dickes Tuch- oder Lederwams getragen wurde. Auch besaßen die Schweizer gelegentlich nur den Ringpanzerkragen oder schon den sogenannten halben Harnisch, der aus Brust- und Rückenstück, Halsberge, Bauch- und Gesässreifen bestand. Als Helm wurde der Eisenhut, die Schallern oder die Hundsgugel verwendet. Die einzelnen Härste waren von ihren Fahnen begleitet, grössere Abteilungen von den örtlichen Bannern — so nachweislich die Berner, Solothurner und Luzerner Kontingente vor Farnsburg —, kleinere dagegen nur von den Fähnlein. Ein gemeinsames eidgenössisches Feldzeichen gab es damals noch nicht. Es ist anzunehmen, dass die Eidgenossen vor St. Jakob nicht von ihren verschiedenen Fähnlein begleitet waren, sondern das Auszugsfähnlein der stärksten Mannschaft, der bernischen, geführt wurde. Darauf weist das älteste Schlachtbild des Berners Bendicht Tschachtlan, wo einzig das bernische Fähnlein — ein weisses durchgehendes Kreuz in Rot — auf eidgenössischer Seite weht.

Das Eintreffen der 600 Mann aus allen Sieben Orten machte die Mannschaft vor Farnsburg unternehmungslustig. Das ungestüme, wilde Temperament der Knechte überbordete, und energisch forderten sie den Aufbruch gegen die Rheinebene, wo das „böse verfluchte unsälig Volk“ herrschte und „die von Basel an Land, an Lüten und an Guot“ schädigte. Die Hauptleute entschlossen sich nach eingehender Beratung, eine grössere Zahl von Leuten für das Unternehmen freizugeben. Man hoffte, mit dem Auskundschaften des Feldes einen Beutezug zu verbinden. Der Angriff, der über das Scharmützel hinausging, wurde verboten, auch sollten die Knechte die Birs nicht überschreiten.

Nach zuverlässigen Nachrichten zogen etwas mehr als 1200 Mann in der Dienstagnacht, den 25. August, in der Richtung gegen Basel ab. Sie setzten sich zusammen aus den zuletzt einge-

troffenen 600 Mann aus dem Lager vor Zürich und aus Mannschaften von Bern, Solothurn und Luzern des Farnsburger Belagerungsheeres. Vor dem Aufbruch wählten sie ihre Hauptleute, schworen ihnen Gehorsam. Bekannt sind alle Hauptleute, mit Ausnahme des solothurnischen: Hans Matter (Bern), Hofstetter (Luzern), Aerni Schick (Uri), Jost Reding (Schwyz), Rudi Brändli (Unterwalden), Rudolf Netstaller (Glarus), Johannes Seiler (Zug). Um Mitternacht trafen sie vor Liestal ein. Hier stiessen weitere 300 der „geredtesten“ Landschättler zu ihnen, und der Basler Junker H e n n a n S e v o g e l, Stadthauptmann von Liestal, übernahm nach einigem Drängen den Oberbefehl. Mit Tagesanbruch rückte die verwegene Schar das Ergolzthal hinab.

Vor P r a t t e l n kam man mit dem Feind in Gefechtsföhlung. Die rechtzeitig benachrichtigten Armagnaken wurden nicht überrascht, wie man gehofft hatte, doch in kurzer Zeit gegen Basel gejagt. Eine grosse Beute fiel den siegreichen Eidgenossen zu.

An der Birs angelangt, erblickten sie nun auf dem andern Ufer „das gros unzälich Volk der Schnaggen . . ., die waren nu alle wol zuogerüst und gewapnet ze Ross und ze Fuoss“. Jetzt erinnerten die Hauptleute die Truppe an die Eide, die Birs nicht zu überschreiten. Umsonst. Den Hauptleuten verweigerten sie den Gehorsam, einen Basler Boten, der sie vor der Uebermacht des Feindes warnte, machten sie nieder. „Wider der Houptlütten Gunst und Willen“ überschritten sie „kün und hochmütig“ die Birs. Erstmals wird hier ein Wesenszug der eidgenössischen Kriegsknechte deutlich. Das grossartige, von Hochmut und Tollkühnheit strotzende Berufskriegertum, das bar aller Vernunftgründe sich in den Kampf stürzt, den Tod sucht, ohne Furcht vor dem vielfach überlegenen Feind, ihn mit bravourmässiger Beherrschung der Waffe niederringen oder selbst untergehen will. Ein Geist, aus dem die grossen Schweizerschlächten geschlagen wurden und der hier zum ersten Mal greifbar wird. St. Ja-

kob ist daher nicht einmalig, sondern geradezu Typus.

Die Schlacht.

Mit dem Ueberschreiten der Birs hebt die eigentliche Schlacht an. Die Lust zum Beutemachen weicht dem Willen zum Kampf, zum Ringen auf Tod und Leben mit dem Gegner, bis zur Vernichtung.

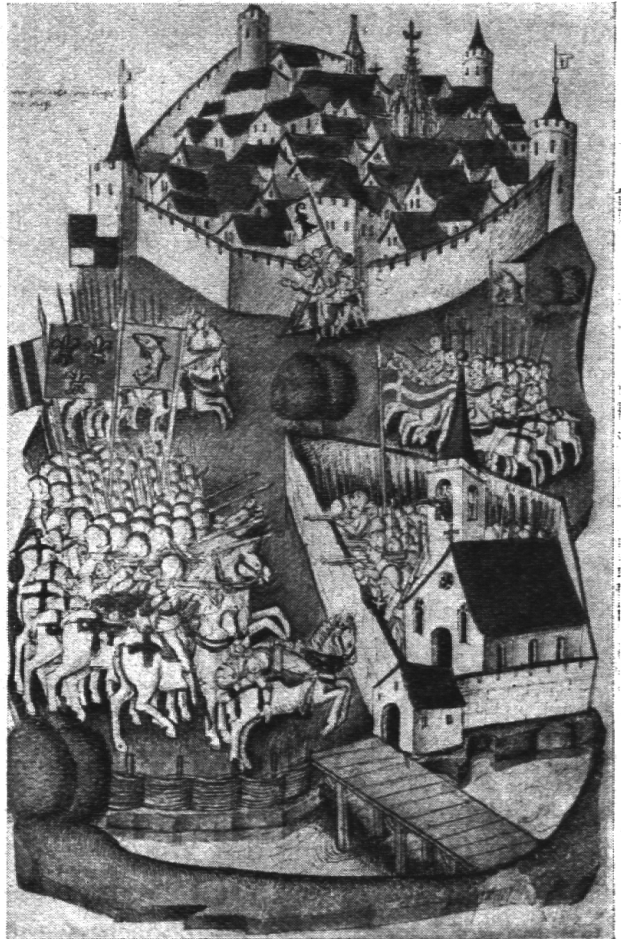
Der Angriff richtet sich alsbald nach Ueberschreiten des Flusses gegen die feindlichen Hommes d'armes. Es war ein furchtbarer Zusammenprall der schwer gepanzerten Reiterei und des flinken spiessetragenden Fussvolkes, beide in ihren Waffen unvergleichlich tüchtig. Mit Wucht trieben die Schweizer ihre Formationen in den Feind, der unaufhörlich frische Reislige in den Kampf werfen musste, um dem ungestümen und völlig ungewohnten Ansturm des Gegners nicht zu erliegen. Mit äusserster Kraft wurde auf beiden Seiten gerungen, mit einer geradezu barbarischen Wildheit und Verbissenheit. Drei, vier Stunden lang wogte der Kampf unentschieden hin und her. Niemand konnte den Ausgang voraussagen. Die Verluste der Franzosen an Menschen und Pferden waren hoch. An Sachwerten bezifferte sie der Delphin allein auf die unglaublich hohe Summe von über 600,000 Gulden, ohne die Verluste an Menschenleben. Die grössten Verluste erlitten die Eidgenossen wie in späteren Schlachten durch die Artillerie, durch die englischen Bogenschützen und ihren mörderischen Pfeilhagel. Vier und mehr Stunden hatte das wechselvolle, ungleiche Ringen gewährt, dem bereits das mehrstündige Gefecht bei Pratteln und Muttenz vorausgegangen war. In der Erkenntnis, der Gegner sei infolge stets neuer Reserven überlegen und nicht besiegbär, zogen sich die Schweizer um die Mittagsstunde geordnet und unerschüttert, von allen Seiten angegriffen und bedrängt stadtwärts zurück.

Auf die Mahnung der kämpfenden Schweizer um Zuzug war der Basler Rat zu einer eiligen Sitzung zusammengetreten. Inzwischen lief das Volk, voller Begierde, den Freunden zu

Hilfe zu eilen, in Wehr und Waffen auf dem Kornmarkt zusammen und forderte stürmisch den Auszug. Ungeduldig über die zögernde Haltung der Behörde, in der auch österreichisch gesinnte Ratsherren sassen, zwang ihr die Masse das Handeln auf. Ein Metzger — seine Zunft war von jeher eidgenössisch — ergriff das Stadtbanner und schrie: „Harnach, wer ein Basler syge.“ Unter der Drohung der Volksmenge gab der Rat jetzt nach. Die Mannschaften wurden rasch geordnet und marschierten unter Bürgermeister Hans Rot als oberstem Hauptmann zum Aeschentor hinaus. Späher ritten ihnen voraus. Sie entdeckten, wie ein Haufe Armagnaken bei Gundoldingen darauf wartete, den Städtern den Rückzug in die Stadt abzuschneiden. Dazu trafen Nachrichten von Kundschaffern auf den Mauern ein, die von einer gewaltigen Uebermacht der Welschen berichteten. Nun tauchte auch jenseits des Rheins ein grosser österreichischer Haufe auf, der Kleinbasel zumarschierte. Da entschlossen sich die Basler Hauptleute zum Rückzug: der Eindruck, der Feind habe es auf die von Truppen entblösste Stadt abgesehen, er eröffne einen konzentrischen Angriff und wolle die Hauptmacht von der Stadt abschneiden, auch der Gedanke, dass die in der Stadt immer noch starke fünfte Kolonne einen Handstreich bewerkstelligen könne, waren Gründe genug. So zog sich mit Jammer und Wehgeschrei das mehrtausendköpfige Basler Heer wieder hinter die schützenden Mauern zurück. Diese Haltung wurde den Baslern später oft verübelt; die Eidgenossen, deren Söhne bei St. Jakob fielen, haben jedoch die besonderen Umstände, die die Städter zu dieser Haltung drängten, gewürdigt.

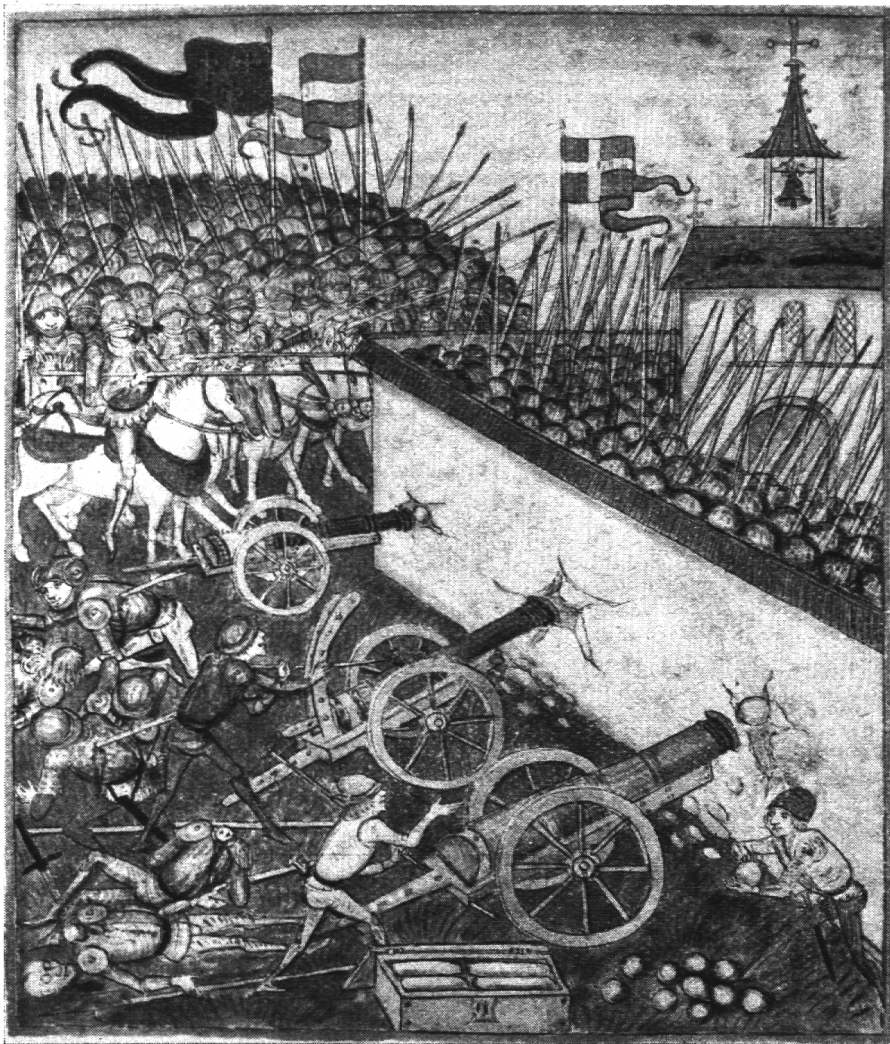
Im Augenblick, da die Basler aus dem Tore traten, zogen die eidgenössischen Härste gegen den Rain von S t . J a k o b , wo sie sie auf eine kurze Wegstrecke erblickten. Furchtbar trog sie die erste Hoffnung; denn bald darauf kehrten ihnen die Bürger den Rücken. Nun warfen sie sich kurz entschlossen in das von Aussätzigen bewohnte und dem hl. Jakob geweihte Siechenhaus. Hier fanden sie fürs erste

Schutz vor dem heftig nachdrängenden Feind. Als die Armagnaken das Gebäude in Brand steckten, bezogen sie den ummauerten Garten, von wo aus sie Angriff auf Angriff abwehrten. Grössere Verluste erlitten sie auch jetzt durch die englischen Bogenschützen, bis die Berner Oberländer kurzerhand einen Ausfall machten und einen grossen Teil davon niederschlugen.



Älteste Darstellung der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Nach Bendicht Tschachtlan von Bern, Chronik von ca. 1470. (Zentralbibliothek Zürich)

Als das grauenvolle Ringen gegen Vesperzeit stets noch andauerte, ohne dass die Eidgenossen zu einer Kapitulation bereit gewesen wären, und viele Armagnaken und Oesterreicher sterbend auf der Walstatt lagen, stellte der Feind vier Tarrasbüchsen auf und schoss die Mauern zusammen. Vielleicht spielte sich jetzt die berühmte, historisch bezeugte Episode ab, da Ritter Burkhard Münch, bei den Schindern hoch angesehen, mit offenem Visier



Die Beschießung der Umfassungsmauer von St. Jakob. Chronik des Berners Diebold Schilling. 1478

zu den Eidgenossen heranritt und offenbar unterhandeln wollte. Wie ein Zeitgenosse bezeugt, höhnte er sie mit den Worten: „Ich siche in ein Rossegarten, den min Fordren getret hand vor hundert Jahr“ — möglicherweise bedeutet dies nichts anderes, als dass er in einen Kirchhof sehe, den seine Vorfahren vor hundert Jahren gestiftet. Zur Antwort warf ihm einer der Schweizer — nach späterer Ueberlieferung soll es Arnold Schick gewesen sein — einen Feldstein ins Gesicht. Schwer getroffen sank er vom Pferde, nach drei Tagen gab er den Geist auf. Tschachtlan hat die Episode im Bilde festgehalten.

Jetzt kam es zum Schlussakt der Tragödie. Die Geschütze wurden erneut bedient und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Eingeschlossenen an. Ueber die niedergelegten Mauern drangen dann von allen Seiten

immer neue Feinde. Ein entsetzliches Handgemenge folgte. Bis zum Aeussersten wehrten sich die Knechte gegen die vielfach überlegenen Gegner. Teuer verkauften sie ihr Leben. Mit letzter Kraft vernichteten sie den Feind. Doch unbarmherzig erstachen und erschlugen die Schinder und Oesterreicher die Schweizer, die „nicht besiegt, nur vom Siegen ermattet“ waren.

Nach dem errungenen Sieg dankten die Franzosen Gott „de leur bonne fortune“. Einige Teilnehmer wurden zu Rittern geschlagen. Die gefallenen Armagnaken verbrachte man in die umliegenden Dörfer und zündete sie an. Nur die vornehmen Toten wurden in die heimliche Erde, bis Flandern, Brabant und Frankreich verbracht. Burkard Münch fand seine letzte Ruhestätte in Neuenburg am Rhein, da ihm Basel das Erbbegräbnis verweigerte.

Nach dem Kampf.

Die gewaltige Mannsschlacht auf der weiten Rheinebene hatte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit aller Wucht gedauert. In der Geschichte Frankreichs und der Schweiz war das einer der blutigsten Tage. Auf beiden Seiten herrschte Trauer um die Gefallenen: die Verluste waren beträchtlich. Nach guten Quellen sollen über 3000 Franzosen und Oesterreicher gefallen sein, andere nennen höhere Zahlen. Der Chronist Hans Fründ beziffert den Verlust der Eidgenossen mit 1168, etwa 200 kamen mit dem Leben davon, 99 wurden nach der Schlacht erstickt im Keller des Siechenhauses entdeckt.

Weinend soll der Delphin versichert haben: „Ich wolte, das die noch lebend, das kein Eignoss erslagen were.“ Nach anderen Berichten äusserte er, „das er nie herter Volk nie gesehen hett und wolt niemermer wider sy striffen“. —

Nach drei Tagen gab der Prinz die Walstatt frei. Jetzt begruben die Basler Mönche und viel Volk die Gefallenen. Die Gemeinen wurden in drei Gruben hinter der Kirche des Siechenhauses in geweihte Erde gebettet, die Vornehmen überführte man nach der Stadt. Am 31. August wurde das feierliche Totenamt in allen Kirchen der Stadt gehalten.

Die schreckliche Nachricht vom Untergang der Knechte vor Basel führte die Eidgenossen zur Aufhebung der Belagerung der Farnsburg und Zürichs. Berner und Solothurner strebten den Jurahöhen zu, um die Uebergänge gegen die Armagnaken zu schützen. Doch diese Massnahme war bald überflüssig. Der bei Basel errungene Pyrrhussieg hatte zwar den unmittelbaren Zweck des französischen Feldzuges erfüllt: Farnsburg und Zürich waren die Belagerer los, aber zugleich sah sich der Delphin nicht veranlasst, sich weiter in die österreichisch-eidgenössischen Händel einzumischen. Ludwig war viel zu klug, um nicht das Gefährliche eines Feldzuges seiner dezimierten Armee gegen die ungeschwächte Hauptmacht der Eidgenossen zu sehen. So

suchte er im Gegenteil mit den Eidgenossen ein gentlemen agreement. In den Wochen nach der Schlacht kam es zu eingehenden Verhandlungen zwischen den massgebenden Persönlichkeiten der Sieben Alten Orte, Solothurns und Basels und den französischen Hofleuten, besonders Gabriel de Bernes'. Das Ergebnis war die am 21. Oktober in Zofingen unterfertigte Freundschaftsallianz der Eidgenossen und ihrer Verbündeten mit der Krone Frankreich, die nachwärts am 28. Oktober zu Ensisheim vom Delphin ratifiziert wurde.

Die Bedeutung der Schlacht.

Mit der wichtigen Allianzurkunde, die den Feindseligkeiten ein definitives Ende bereitete, wurde die jahrhundertlange enge Freundschaft zwischen Frankreich und der Schweiz begründet und auch der Anstoss gegeben für die späteren Militärkapitulationen. Für die gegenseitigen rechtlichen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen war das Instrument von hervorragender Bedeutung.

So war der Heldentod der Schweizer bei St. Jakob nicht umsonst. Die Eidgenossenschaft hatte er vor der drohenden Invasion durch die welsche Uebermacht und vor der Umklammerung durch die Oesterreicher und ihren französischen Alliierten, dadurch ihr Staatswesen vor einer tiefen Erschütterung bewahrt. Der Rückzug der Armagnaken bedeutete zugleich die endgültige Niederlage Oesterreichs in seinem Kampf um die habsburgischen Stammlande im Aargau und gegen die antifeudalen Mächte der Obern Lande. Der Alte Zürichkrieg endigte denn auch nach wenigen Jahren zugunsten der Eidgenossen, und Zürich trat von seinem Bunde mit Oesterreich zurück. Gefestigter denn je wuchs der Staat der Acht Alten Orte aus dem grossen Bürgerkrieg hervor. In all dieser Beziehung war das Opfer der Helden von St. Jakob von bleibender Bedeutung.

Reinach (Bsld.).

A. Bruckner.